Zur Erinnerung an Immanuel Kant.

Abhandlungen aus Anlass der hundertsten Wiederkehr des Tages
seines Todes,

herausgegeben von der Universität Königsberg.

Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1904. (374 S.)

Besprochen von W. Reinecke.

Die Gedächtnisgabe der Universität Königsberg ist ausserordentlich reich und vielseitig ausgefallen. Nicht weniger als 15 Abhandlungen, die alle in irgend einer Beziehung zu Kants Philosophie stehen, sind hier zusammengefasst worden zu einem stattlichen Werke, das ein ehrendes Denkmal für Kants fortwirkende Grösse bildet.

Es ist für den einzelnen nicht möglich, alle diese Abhandlungen eingehend zu beurteilen, wir beschränken uns daher im folgenden auf einen kurzen Bericht, der nichts will als zum Studium des Werkes aufmuntern.

I. J. Walter, „Zum Gedächtnis Kants“ (Festrede). Walter betrachtet die „allgemein-weltbürgerliche Bedeutung der Philosophie“, welche Kant von dem Schulbegriffe geschieden wissen wollte, d. h. die drei Fragen: was kann ich wissen, was soll ich tun, was darf ich hoffen? In deren Behandlung liege der Wert der Kantischen Philosophie als einer Freiheitslehre. Walter führt dann aus, wie Kant „dem natürlichen Bewusstsein des Menschen“ in diesen drei Fragen gerecht wird.

II. L. Busse, „Kants erkenntnistheoretischer Standpunkt in der „Nova dilucidatio“.“ Leibniz hatte in der Erkenntnistheorie eine schwankende Haltung eingenommen. Er machte zwischen den „vérités de raison“ und den „vérités de fait“ bald einen wesentlichen, bald einen nur graduellen Unterschied. Diese Unklarheit findet sich auch bei Kant in der „nova dilucidatio“, daneben aber schon ein ernstes Streben zu selbständiger Auffassung. Darin liegt die Wichtigkeit der Schrift.

Im ersten Teil stellt Kant ein doppeltes Identitätsprinzip auf, eins für bejahende, das andere für verneinende Sätze. Hierauf gehe alle Beweisführung zurück. Danach ist dieser Teil „rationalistisch“. Das Ideal Kants scheint hier die deduktive Entwicklung aller Erkenntnis nach dem Prinzip der Identität zu sein: „Wahrhaft wissenschaftliche Erkenntnis darf nur aus vérités de raison bestehen“. Auch der Satz des Widerspruchs sei dem Satze der Identität unterzuordnen. Ein Urteil brauche nach Kant nicht an dem Satz des Widerspruchs geprüft zu werden, womit aber

nicht gesagt sein soll, dass man es nicht könne. Busse bekennt sich mit dieser Auffassung als Gegner von Adickes, nach dessen Meinung Kant auch analytische, nicht auf dem Satz des Widerspruchs beruhende Urteile annimmt.

Der II. Teil handelt von dem principium rationis determinantis. Die ratio ist dann nach Busse das, „welches, indem es ein bestimmtes Prädikat — unter Ausschluss des Gegenteils — setzt, das Subjekt hinsichtlich eben dieses Prädikates determiniert: ein solcher determinierender Grund muss vorhanden sein, soll das Urteil, welches das in Frage kommende Prädikat dem Subjekt beilegt, wahr sein.“

Der die Dinge bestimmende Grund ist bei Kant immer „antecedenter determinans“. Wo von der beobachteten Wirkung auf die Ursache zurückgeschlossen wird, ist in der Erkenntnislehre die Darstellung umzudrehen. Dieses „analytische Verfahren“ ist nur „Notbehelf“. Daher ist das Prinzip des zureichenden Grundes dem Prinzip der Identität unterzuordnen. Hat somit der Empirismus bei Kant noch nicht Boden gewonnen, so zeigt sich doch, dass wiederholt empiristische Momente auftauchen. Nur sind diese Momente noch nicht zu klarem Bewusstsein gekommen. Daher bleibt Kant bei der Behauptung stehen, ein vollkommener Verstand müsse sich die Notwendigkeit der Tatsachen „in analytischen, ihr Gegenteil als unmöglich ausschliessenden Urteilen darstellen.“

III. A. Dorner, „Über die Entwicklungsidee bei Kant“. Nach Dorners Ansicht ist Kant zu keiner einheitlichen Ansicht über den Entwicklungsbegriff gelangt. In der „Naturgeschichte des Himmels“ tritt er einen Mechanismus, in dem sich ohne jede Einmischung göttliche Allmacht offenbart. Daneben findet sich eine Zwecktheorie über die Bevölkerung der Planeten, welcher zuletzt der Mechanismus sich einordnet. Anders ist das Verhältnis beider Auffassungen in der kritischen Philosophie Kants. Denn da betont Kant die Subjektivität der Zweckbetrachtung, ohne indessen ihre Vereinbarkeit mit der mechanischen Anschauung unbeachtet zu lassen. Ja, der skeptische Gedanke, „ob diese ganze Betrachtungsweise nicht bloss für unser Erkenntnisvermögen Geltung habe,“ wird „schliesslich im Interesse einer einheitlichen Auffassung der gesamten Weltentwicklung mehr oder weniger ignoriert“ (66). „Ziel der Entwicklung der Natur“ ist für Kant „die volle Entwicklung der Kultur“ durch den Kampf der Gegensätze. Das letzte Ziel der Kultur ist nach Dorner die Vollendung des Naturzweckes in der höchsten Sittlichkeit. In dieser Entwicklung unterscheidet D. zwei Stufen: „eine unter dem Voraneilen der Sinnlichkeit und eine, wo sie der moralischen Vernunft untergeordnet und nun erst voll harmonisiert wird“ (85). Kant hat nach Dorners Darstellung den Entwicklungsgedanken in verschiedene Richtungen aufgelöst: in die mechanisch-dynamische, die mechanisch-teleologische und die moralische Auffassung. Dazu findet D. bei Kant noch eine Auffassung, die „der Entwicklungstheorie abgekehrt ist, wo die Moral apriorisch für sich besteht als Gesinnung und nur einschränkend auf die Natur, insbesondere die Neigungen einwirkt“ (90). Kant gleicht nach Dorner Sokrates darin, dass er „Anfänger einer neuen Geistesentwicklung war, die sich in den verschiedensten Formen darstellt“ (90):

IV. F. Hahn, einige Gedanken über Kant und Peschel. Oskar Peschel, Geograph in Leipzig zu Zöllners Zeiten, zeigt in vielen Beziehungen eine überraschende Ähnlichkeit mit Kant, dem Geographen. Bei beiden gleiche staunenswerte Vielseitigkeit, beide daher in ihrer Darstellung nicht ohne Missverständnisse. Wie Kant durch Erdbeben, so wurde Peschel durch vulkanische Vorgänge leicht zu schriftstellerischer Arbeit veranlasst. Beide „mehr Männer der Anregung als der Ausführung“. Besonders merkwürdig ist die Übereinstimmung beider in den Lehrabsichten: Verständnis für die Zeitgeschichte zu wecken, in richtiger Benutzung der Zeitungsnachrichten zu unterweisen. Peschel denkt sogar nicht nur wie Kant an die Zeitungsleser, sondern auch an die Zeitungsschreiber.

V. O. Franke, Kant und die altindische Philosophie. Besonders nahe steht Kant unter den indischen Denkern Buddha, doch auch andere sind ihm in einem Punkte verwandt: in der Unterscheidung von Erscheinung und Wesen der Dinge. Sonst jedoch ist das Denken Kants und der grossen Inder verschieden, in der Frage der Metaphysik gar entgegengesetzt gerichtet. Mit Rücksicht auf jenen Grundgedanken, der aus der indogermanischen Urzeit stammt, kann man die Inder „würdige Vorfahren von Immanuel Kant“ nennen.

VI. A. Manigk, über Rechtswirkungen und juristische Tatsachen. Der Verfasser geht von dem Standpunkt aus, dass auch ausserhalb der Rechtsphilosophie im positiven Recht der Jurist philosophischer Betrachtung oft nahe genug kommt, ja gewisse Fragen „ohne Heranziehung allgemeiner Gesichtspunkte“ nicht beantworten kann. Das erweist sich z. B. an den juristischen Begriffen des Realen: „Was ist es denn, was das Recht an diesen Dingen der Aussenwelt vornimmt?“ Spielen sich die Rechtswirkungen draussen in der natürlichen Welt ab? „Nein, es ist alles nur in unseren Köpfen — genau so wie sich nach Kants Kritik die natürliche Welt darstellt“. Die Rechtswirkungen entziehen sich der Wahrnehmung, sie sind nur an der Hand ihrer Voraussetzungen, des Rechtssatzes und des juristischen Tatbestandes, erschliessbar. Zur Bezeichnung des Eintritts der Wirkung dienen daher in manchen Fällen besondere Einrichtungen wie die des Grundbuchs. „Die Erscheinungen der natürlichen Welt bestehen kraft unserer Wahrnehmungserkenntnis, die Wirkungen in der Rechtswelt bilden wir kraft unserer Vernunftkenntnis.“ Das Verfahren ist also gerade entgegengesetzt dem des Naturforschers. Alle Tatsachen, die rechtlich erheblich sind, können wir „im Zusammenhang mit ihren Rechtswirkungen unter dem Ausdruck der Rechtswelt zusammenfassen, in der auch das Gesetz der Kausalität, wenn hier auch als Satz vom Grunde des Erkennens, die Trieb- und Lebenskraft darstellt“ (155). Auch an „innere Tatsachen“, Kenntnis, guten Glauben, knüpfen sich Rechtswirkungen an. Damit im Zusammenhange steht der schwierige Begriff der Willenserklärung, der zu einer Auseinandersetzung mit Kohler Anlass gibt. Manigk meint, die juristische Willenserklärung sei „im Sinne Kants mit der Welt zu vergleichen: Beide Phänomene sind nur Objekte für ein Subjekt. Die Welt ist Vorstellung. Die Willenserklärung ist auch für ein sie perzipierendes Subjekt da. Fehlt ein solches, fehlt das be-

troffene Interesse, so sind Willensäusserungen auf der anderen Seite keine Willenserklärungen, sondern haben eine andere Natur. „Fehlt das Auge und das Hirn, in dem sich die Welt spiegelt, so ist die Welt nicht mehr das, wofür sie von uns nur gehalten werden kann“ (162).

VII. W. Uhl, Wortschatz und Sprachgebrauch bei Kant. Uhl vermisst in der ganzen Kantliteratur des vergangenen Jahrhunderts das Thema „Kant als Stilist“, das meist nur nebenher gestreift wird. Zu Kants Zeit war das anders. Seine Zeitgenossen hatten bereits eine Anzahl Wörterbücher und Erläuterungen zu seinen Schriften von J. G. C. Kiesewetter, G. S. A. Mellin u. a. Moderne philologische Hilfsmittel fehlen fast ganz. In der Zeit bis 1770 verwandte Kant die neuhochdeutsche Schriftsprache, den sog. „obersächsischen Kanon“. In der zweiten Periode seines Schaffens bedient er sich der philosophischen Kunstsprache, „einer geheimen Terminologie für die Zunft, auf dem Boden der ersten Epoche erwachsen, aber stark mit lateinischen, weniger mit griechischen Fremdwörtern durchsetzt“ (167). Hier wird auch erst der Periodenbau verwickelter. Der Streit über den Wert solchen Stiles berührt den Philologen nicht, denn er betrachtet Kants Schreibart als „Standessprache oder Klassendialekt“. Allgemeine Lexica haben daher gerade in der Philosophie nur wenig zu bedeuten. Auch Jak. Grimm hält ein Speziallexikon zu jedem philosophischen Schriftsteller für das beste. Für Kants Stil insbesondere sind die philologischen Untersuchungen Ew. Freys zur Akademieausgabe der Werke Kants wichtig. Uhl regt nun an, diese philologischen Arbeiten zu einem Wörterbuch der Werke Kants weiter auszugestalten und gibt einige Winke und Ansichten dazu bekannt.

VIII. O. Gradenwitz, der Wille des Stifters. Anknüpfend an Kants „Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre“ und die später erschienenen „Anhänge zur Rechtslehre“ beschäftigt sich G. mit Kants Meinung über die Erfüllung des Willens eines Stifters. Aus den Akten des Senats der Universität Königsberg geht hervor, dass in die Zeit, die zwischen dem Erscheinen beider Schriften liegt, eine Verhandlung über eine Stiftung fällt, an der Kant mitzuwirken hatte. Es zeigt sich in der zweiten Schrift, dass Kant bei der Verhandlung Erfahrungen machte, die ihn gegen den ewigen unveränderten Bestand von Stiftungen einnahmen, seine Gedanken richten sich allein auf das Praktische. — Weiter beschäftigt sich der Aufsatz mit einem „Ausblick in die Zukunft“ und beweist, dass Kant in der genannten Beziehung moderner Rechtsanschauung ausserordentlich nahe stehe. Ja, Gradenwitz behauptet sogar: „Vergleicht man die Kantische Formel mit derjenigen unseres Bürgerlichen Gesetzbuches, so ist die Kantische geschmeidiger und dem Zweck dienlicher; sie gewährt der Macht des Staates einen grösseren Spielraum, indem sie nicht bloss bei damnum emergens, sondern ebenso bei lucrum cessans eingreift“ (194). Einen Punkt, „wo das Stiftungswesen zum Unwesen werden kann“, habe Kant besonders sicher getroffen: „ewige Anstalten zum Zusammenwohnen“. Es sei dringend erwünscht, dass der „grosse Gedanke“ Kants: „dass der Staat über der Stiftung stehe“ nicht nur durch liberale Auslegung der Stiftungen allein, sondern auch durch ein Aenderungsrecht des Staates mehr als bisher verwirklicht werde.

IX. H. Baumgart, die Grundlagen von Kants Kritik der ästhetischen Urteilskraft. Baumgart erörtert und erweitert die Ergebnisse der Untersuchungen, die er in seinem „Handbuch der Poetik“ mitgeteilt hat. „Durch die scharfe Unterscheidung des ästhetischen Urteils über das Schöne von der blossen empirischen Empfindung des Angenehmen“ hat Kant einen festen Boden für wissenschaftliche Erforschung der Aufgaben der modernen Aesthetik geschaffen. „Der unaufgeklärte Punkt des ganzen Systems — der aber leider sein Angelpunkt ist — liegt in der Hypothese, dass die „Urteilskraft“ aus einer Reflexion auf Begriffe, seien es Verstandesbegriffe oder Vernunftideen, hervorginge, wobei aber jede Erkenntnis nicht allein, sondern sogar jedes Bewusstsein von diesen Begriffen oder Ideen als ausgeschlossen gelten soll“ (208). Dass dennoch Kants Kritik so viel Überzeugendes an sich hat, liegt an den „so vielen unzweifelhaft richtigen und höchst folgereichen Resultaten“, liegt ferner daran, „dass sie in der Negation sich in vollem Rechte befindet: in der Ablehnung aller didaktischen und moralisierenden Tendenzen der Kunst“. Darum behält die „Kritik der Urteilskraft“ dauernden Wert, ebenso nach der andern Seite: „in der Abwehr gegen alle Versuche die Kunst des Schönen in das Gebiet der blossen Sinnlichkeit, des nur sinnlich erregenden, ‚Reizenden‘, hinabzuziehen“ (209). Den Mangel in der Kantischen Beweisführung verfolgt B. „bis in seine ersten Gründe“. Die Trennung von Natur und Freiheit ist zu schroff. Kant habe versäumt, eine genaue Definition des Begriffes „Natur“ zu geben. Hätte Kant die Frage gestellt: „Wie kann die rein übersinnliche Vernunft sinnlich wirksam, wie kann sie praktisch werden?“, wäre er auch nicht zur Ausschliessung der Neigung als eines moralischen Faktors gekommen. Vom Standpunkte der Einheit sinnlich-geistiger „Natur“ habe Herder Kant angegriffen, „allerdings ohne alle Methode und ohne den Versuch, ja ohne die Absicht sogar, auf dessen Beweisführung dialektisch einzugehen“ (216).

Baumgart entwickelt nun seine eigenen Ansichten zu der Frage und geht dann weiter auf Kants Beweisführung ein. Es zeigt sich, dass „die Entscheidungen der ästhetischen Urteilskraft mit jenen der beiden andern Vermögen, mit den Urteilen nach Begriffen und den Imperativen der Freiheitsidee von selbst zusammenfallen können“, daher allgemeine und notwendige Geltung erlangen „können und sollen“. Darum ist die Frage zu stellen: „wie können konstitutive Prinzipien a priori im Geschmacksurteil wirksam werden?“ Kants Behauptung, dass Geschmacksurteile kein Interesse begründen, setzt Baumgart entgegen: „Wie sollte das Schöne nicht ein Interesse begründen, dass es als solches existiere?“ „Am Ende gibt es sogar ein sehr wohl begründetes Interesse daran, dass das Gute schön sei!“ Die Unterscheidung des Nützlichen und Guten bei Kant ist nach B. „handgreiflich falsch“, da jenes nach logischen Begriffen, dieses nach Vernunftprinzipien beurteilt wird. Das Gefallen gehört nicht zur Definition des Guten, „ebensowenig wie es zum Wesen eines Sechsecks oder einer Ellipse gehört, dass sie gefallen“. Die Beweisführung Kants gehe nur auf die Unterscheidung, nicht auf die Bedingungen des Zusammenstreffens des Angenehmen und Guten ein. Die Definition des Guten ist

nach Baumgart geradezu umzukehren: „Schön ist das ästhetisch als wohlgefällig erscheinende Gute“.

Zur höchsten Entwicklung des ästhetischen Urteils gehört neben gesundem Geiste „eine vorzügliche Beschaffenheit der Sinnesorgane und ihre durch Uebung erlangte höchste Fertigkeit“. Kant sei nicht frei von Einseitigkeit. „Deshalb musste Schiller auch in der Beurteilung des Moralischen so weit über ihn hinausgehen, weil er im Aesthetischen ihm so hoch überlegen war; denn ein Defekt auf einer für den ganzen Menschen so unentbehrlichen Seite muss einen Mangel bedeuten, der zugleich auf allen Gebieten sich fühlbar macht“. Auch Schiller habe sich durch Kant zu Irrtümern verleiten lassen, indem er seine Untersuchungen auf den Begriff der Freiheit des ästhetischen Urteils gründete.

Das Wohlgefallen am Schönen tritt nach Baumgart zuerst auf bei der Wahrnehmung psychischer Wirkungen. In Formen und Figuren als Zeichen geben sich die Gemütsbewegungen kund. In dieser Zeichensprache zur Erschliessung der Seele sieht Baumgart den „Schlüssel für das Verständnis des geheimnis- und wundervollen und doch natürlichen und unlöslichen Zusammenhanges zwischen Formen, Farben, Klängen der sinnlich erscheinenden Welt mit den feinsten Veränderungen, den kompliziertesten Zuständen der Welt des Gemüts und des Geistes“. Hand in Hand damit geht die Gewöhnung nach dem Gefühl des Angenehmen und Unangenehmen die Dinge nach Wohlgefallen und Missfallen zu unterscheiden. Da auch mit der Entwicklung des höheren Vermögens ein ihm „spezifisch eigenes Vergnügen“ verbunden ist, so schaffen sie sich ein besonderes Feld vornehmlich „innerhalb der blossen Kontemplation“. Weiter entstehen aus der Anwendung auf die sinnliche Welt die Forderungen des Gleichmasses usw. In der äusseren Umgebung werden Erscheinungen entdeckt und weiter gesucht, „die nach Mass und Zahl, nach Farbe und Klang geeignet sind als eine Zeichensprache mit jenen in Analogie zu treten, sodass ihnen als veranlassende Ursache geistige Vorgänge supponiert werden können“.

Aber erst eine verfeinerte Empfindung vermag der Wirkung des „kontemplativen“ Naturgenusses, die auf jener Analogie beruht, sich zu erschliessen.

So ergibt sich, dass Kant die Aesthetik in positiver Beziehung ganz falsch beurteilt hat. Mit seinem Worte: „Ein reines Geschmacksurteil hat weder Reiz noch Rührung“ hat er den Gipfelpunkt des Widerspruchs gegen alle ästhetische Erfahrung erreicht.

X. A. Bezzenberger, die sprachwissenschaftlichen Aeusserungen Kants. Sprachliche Aeusserungen kommen in Kants Schriften mehrfach vor. Sie werden hier zusammengestellt. Fast die Hälfte stammt aus der Anthropologie, alle sind erst nach 1788 gemacht. Es stellt sich heraus, dass keine der Aeusserungen wissenschaftlich wertvoll ist.

XI. E. Kohlrausch, über deskriptive und normative Elemente im Vergeltungsbegriff des Strafrechts. Zu den am meisten umstrittenen Grundproblemen der Strafrechtswissenschaft gehört die Frage, „ob die staatliche Strafe die Aufgabe hat, Vergeltung zu üben, oder ob sie neben dieser oder statt dieser irgendwelche Zwecke zu erfüllen berufen ist.“ Kohlrausch gibt der Frage zunächst eine exaktere

Form: „Strafen wir, weil das Verbrechen a begangen wurde (bezw. um es zu sühnen), oder aber: damit künftig ein Verbrechen b — sei es vom Täter oder einem andern — nicht begangen werde?“ Den Mittelweg geht die Strafrechtslehre Adolf Merckels, nach der die Strafe Vergeltung ist und sein wird; sie bringt aber dafür nichts vor, dass sie Vergeltung sein soll. Gerade diesen letzten Punkt betrifft die Mehrheit der heutigen kriminalistischen Erörterungen. Von Kants Unterscheidung „erklärender und bewertender Urteile“ oder subjektiver und objektiver Gültigkeit ausgehend sucht Kohlrausch nachzuweisen, dass eine „deskriptive Ethik“ unzulänglich wäre, da „die genetische Darstellung der Gesetze unseres praktischen Verhaltens zwar eine Sittengeschichte, unmöglich aber eine „Ethik“ liefern“ könne. Dazu ist ein allgemein gültiger Wertmassstab Bedingung.

Deskriptive und normative Elemente erhalten nun in der Strafrechtswissenschaft nach 2 Richtungen hin Bedeutung: an der Handlung des Täters und am „gesamten Normenkomplex“. Sie werden durch Kriminalätiologie und Rechtsgeschichte erklärt und in der Strafrechtsdogmatik und der Kriminalpolitik bewertet. Da die hergebrachte Strafrechtswissenschaft diese Aufgaben nicht voll leistete, die „konkrete Tat“ nur bewertete und den „Normenkomplex“ nur erklärte, wurden Kriminalätiologie und -politik erst in neuerer Zeit beachtet. Unter Stammlers Problem des „richtigen Rechts“ gehört nach Kohlrausch auch die „Vergeltung“.

Von dem neu geschaffenen Standpunkt aus wird Merckels Lehre geprüft. Das Ergebnis ist das oben genannte. Merckels Vergeltungsgedanke sagt also auch nicht mehr als den Anhängern der Vergeltungsstrafe zum Vorwurf gemacht wird, er sagt nicht einmal, „dass wir strafen sollen, noch viel weniger also, wie wir strafen sollen. Wer das aus Merckelschen Gedankengängen folgen zu können meint, dem eben wäre Kant entgegenzuhalten.“

XII. L. Jeep, die Kantischen Kategorien und die Behandlung der antiken Grammatik. Der klassische Philologe Gottfried Hermann hat in seinem Buche „de emendanda ratione graecae grammaticae pars prima“, Leipzig 1801, den schon vorher von Hasse unternommenen Versuch erneuert, die griechische Sprache aus dem zu entwickeln, „quae omnium linguarum elementa sunt ac fundamenta“. „Illud unum iure nostro postulare nobis videtur, ut categoriarum, quae vocantur, partitionibus uti liceat, quibus informatae animo ante omnem experientiam leges formaeque notionum intelliguntur.“ Jeep stellt fest, dass dieser Versuch keine weitere Nachahmung gefunden hat und ohne Einfluss auf die Gestaltung der Grammatik geblieben ist.

XIII. O. Weiss, die Synergie von Akkomodation und Pupillenreaktion. (Mit 3 Figuren.) Es werden die drei Augenbewegungen besprochen, welche beim Schweifen des Blickes von fernen zu nahen Gegenständen eintreten: 1. Kontraktion der Bewegungsmuskeln der Augäpfel, 2. Kontraktion der Akkomodationsmuskeln, 3. Kontraktion der Iris-schliessmuskeln. Dann wird untersucht, welcher der beiden willkürlichen Bewegungen die Pupillenreaktion associiert ist. Die Versuche ergeben,

dass die Irisbewegung der Konvergenzbewegung untergeordnet ist, „dass Akkommodation und Pupillenreaktion ganz unabhängig von einander sind“.

XIV. F. Meyer, Kant und das Wesen des Neuen in der Mathematik. Ein Beitrag zur Lehre von den synthetischen Urteilen. Meyer verfolgt eine von ihm schon im I. Bande der „Enzyklopädie der mathematischen Wissenschaften“ gestellte Frage weiter: „was in der Mathematik denn eigentlich als „neu“ zu gelten habe.“ „Besteht das Neue in einer durch innere Anschauung gewonnenen Vermehrung und Vertiefung eines Besitzstandes aprioristischer Erkenntnisse oder kommt es nur zurück auf eine andere Gruppierung vorhandener Erfahrungstatsachen?“ Die Vermehrung eines Bestandes mathematischer Erkenntnisse hält Meyer nur für eine formale derart, dass Umordnung von Teilen den Eindruck des Neuen erzeugt. Eine Reihe typischer Beispiele erläutert diesen Satz. So sei nur herausgegriffen, dass sich die vier gebräuchlichen trigonometrischen Funktionen auf eine von ihnen zurückführen lassen und gleichwohl alle beibehalten werden: „man opfert der schönen Form die Einfachheit, die Einheit des Inhalts.“ Von grosser Wichtigkeit sind ferner Beziehungen der Identität.

So sehr nun die Mathematik einerseits logische Wissenschaft ist, so sehr ist andererseits ihre Entwicklung „ästhetische Kunst“. Damit kommt Meyer auf die eingangs gestellte Frage zurück: das „Neue“ in der Mathematik ist nicht befriedigend festzustellen, denn hierbei kommt es auf den Geschmack an. Jedoch lässt es sich oft wenigstens durch quantitative Momente angeben: oft soll die Lösung ein Maximum oder Minimum sein, ein ander Mal handelt es sich um die Bedingung der Eindeutigkeit usw. Zum Schluss weist Meyer auf das neben der „wissenschaftlichen und künstlerischen Gruppierungsauswahl des Forschers“ bestehende nicht zu unterschätzende Moment des Sportes und der Mode hin und zieht Vergleiche zwischen diesem Versuche „die Lehre Kants von den synthetischen Urteilen der Mathematik weiter auszuführen“ und die Mathematik „als eine Art erweiterter Kombinatorik hinzustellen“ und ähnlichen Versuchen in anderen Wissenschaften: Farbenlehre, Chemie und Entwicklungslehre.

XV. A. Kowalewski, Kants Stellung zum Problem der Aussenweltextistenz. Kowalewski verfolgt die Beweise für das Vorhandensein einer Aussenwelt von Descartes über Geulincx, Malebranche bis zu Kant, dessen „Widerlegung des Idealismus“ er eine neue Seite abzugewinnen sucht. Jene drei ältesten Bearbeitungen der Frage zeigen „einseitiges Bemühen, den äusseren Wahrnehmungsinhalten durch transzendente Korrelate ein grösseres Realitätsgewicht zu verschaffen“. Kant dagegen brach die Bahn für den „indirekten Aussenweltbeweis“, indem er das Vorurteil von einer tieferen Bedeutung der Selbstwahrnehmung gegenüber der äusseren Wahrnehmung zerstreute. An die Stellen, die bei jenen „Gott“ einnimmt, tritt bei Kant die „transzendente Apperzeption“. Aber auch hier treten Unstimmigkeiten zu Tage, nämlich zwischen der transzenten Affektion durch „Dinge an sich“ und der apriorischen Funktion, ferner zwischen dem äusseren und inneren Sinn, doch wird deren Gleichberechtigung erstrebt. In der zweiten Auflage der Kr. d. r. V. dagegen ist die „innere Erfahrung selbst nur mittelbar durch die äussere möglich“

(Kant). Kowalewski geht auf verschiedene Einwände ein, die gegen die „Widerlegung des Idealismus“ gemacht worden sind, kommt jedoch am Ende zu demselben Ergebnis, das „Kant mit genialem Instinkt direkt zu erreichen suchte“. Kant habe hier die in der ersten Auflage ausgesprochene Lehre vertieft und verfeinert. Sein „Widerlegung“ sei damit ein „indirekter Aussenweltbeweis“ geworden: „Die vom Idealismus mit einem ausgezeichneten Realitätsnimbus umkleidete Innenwelt wird als etwas in sich Haltloses erwiesen. Es gibt kein empirisch gesichertes Innenweltbewusstsein ohne Voraussetzung einer räumlichen Aussenwelt.“ Gleichzeitig sieht Kowalewski eine Rechtfertigung der experimentellen Psychologie darin, dass wir nach Kants Lehre empirische Zeitbestimmungen unseres Innenlebens nur gewinnen können, „indem wir uns an stabileren Gegenständen der äusseren Erfahrung orientieren“.